

Im Jahr 2009 zeigten sich die Na'vi, schlanke Katzen-Affen-Schlümpfe aus dem Hirn des Filmregisseurs James Cameron, in „Avatar: Aufbruch nach Pandora“ erstmals auf 3-D-Projektionsflächen. Damals verjagte der Omatikaya-Clan, die Speerspitze jener Spezies, eine von der Erde angereiste Hightech-Räuberbande namens „Resources Development Administration“ (RDA), die auf der Jagd nach seltenen Rohstoffen den Wohnbaum des Stammes gesprengt und seinen Riesenurwald versengt hatte. Ein Überläufer aus dem Lager der „Himmelmenschen“, Sam Worthington als Jake Sully, war den Indigenen damals im biosynthetischen Na'vi-Körper (eben dem „Avatar“ des Filmreihentitels) beigekommen und hatte so das Herz der von Zoe Saldana verkörperten Clanprinzessin Neytiri gewonnen.

Anderthalb Jahrzehnte später haben die beiden jetzt eine mittelgroße Familie, die ältesten Söhne sind schon wackere Abenteurer, die tollste Tochter wird dank Motion-Capture-Technik von Sigourney Weaver gespielt (seit der Mittvierziger Rory Kinnear dieses Jahr in Alex Garland's „Men“ einen fieslen kleinen Jungen gab, schält sich ein neues Digitalkinogeschäft heraus: Je anarchisch-kindlicher die zu besetzende Rolle, desto erfahrener das Talent, das sie spielt).

„Avatar: Der Weg des Wassers“, erster von mehreren geplanten Fortsetzungen des Films von 2009, ist Flüchtlingsdrama, Familiensaga und antineokoloniales Action-Epos in einem. Die böse RDA kehrt zurück, eine Homo-Sapiens-Besiedlung soll vorbereitet werden, denn unsere Erde haben wir unbewohnbar gemacht. Die Haupthandlung spielt im Meer, das über und unter der Wasseroberfläche noch besser aussieht als die fliegenden Felsen des ersten Teils, die Cameron beim Fantasy-Grafiker Roger Dean gestohlen hatte. Jake Sully sucht mit den Seinen zwischen Inseln Zuflucht, muss aber wieder an die Front, an der er sich beim letzten Mal den Titel „Toruk Makto“ verdient hat, Reiter des Leonopteryx, eines der vielen Viecher, die Camerons Welten-Design-Team eingefallen sind.

Einen neuen Filmspielplatz geräumiger zu gestalten als den „Star Wars“- oder „Herr der Ringe“-Kosmos, um sein Publikum zu immer tieferen Tauchgängen zu verführen, soll Cameron bei seiner mit Unterstützung der NASA unternommenen Dokumentar-Exkursion ins irdische Meer „Aliens of the Deep“ (2005) eingefallen sein. Dafür, dass derlei Publikum sich lieber ins fiktive Avatar-Großknudeldtier „Tulkun“ verliebt als die letzten Dugong-Exemplare vor dem Aussterben zu bewahren, das ihnen in der Realität gerade droht, kann Cameron nichts. Gäbe ihm jemand, der sich für die Realität begeistert, das viele, viele Geld, das seine Filmsprache nun mal frisst, würde er zweifellos auch ein realistisches Monumentalwerk über die biosynthetische Ressource unseres ozeanischen Mikrobioms drehen, das unzählige genetische Cluster birgt, aus denen sich öko- und biotechnisch wertvolle Enzyme und sonstige nützliche Sachen gewinnen ließen.

Stattdessen gibt's jetzt diesen zweiten Avatar-Film, in dem Saldana, Worthing-



Der Auftrag war: Stellen Sie das Cover von Nirvanas Album „Nevermind“ für viele Millionen Dollar nach, aber niedlicher und harmloser.

Foto 20th Century Studios

Schlumpf über Bord!

Ob rund vierzehn Jahre nach James Camerons „Avatar: Aufbruch nach Pandora“ noch jemand auf die Fortsetzung „Avatar: Der Weg des Wassers“ gewartet hat? Überraschenderweise ist das nicht ein Bruchteil so interessant wie der Film selbst.

ton und Weaver durch ihre Computermasken hindurch erstklassige Darbietungen abliefern, wobei ihnen allerdings der wiederbelebte und na'vierte Stephen Lang als Schurke Quaritch hin und wieder glatt die Show stiehlt. Wenn der Film sich rechnet, sollen weitere folgen; die vorveranschlagten Kosten bewegen sich dabei nicht mehr im Millionen-, sondern im Milliarden-Dollar-Bereich, was immer das im Inflationssturm noch heißen mag, Hauptsache, Cameron kann die unbereitbar großartige Trickfirma Weta Digital weiterbezahlen.

Weil dabei allerdings Spielfilme herauskommen sollen, nicht begehbbare Kul-

lissen, klappt der versprochene Tauchgang nur dann, wenn handelnde Figuren denen, die zuschauen, annehmbare Identifikationsangebote machen.

Wie soll sich nun aber Camerons Klientel, von Technikfolgen leiblich wie seelisch durchdrungen, mit Naturkindern identifizieren, die für eine unberührte Welt kämpfen? Über den Hass auf einen gemeinsamen Feind natürlich, der die seitens des Vorfürsals freilich nicht „RDA“ heißt. Jede und jeder hier in der Wirklichkeit, vom Intensiv-Krankenhauspfleger, der morgens um fünf in der S-Bahn die ersten Koordinationsmails auf dem Smartphone beantwortet, bis zur

Angestellten im Versicherungskonzern, die wenig später ihre Tastatur und ihren Bildschirm aus dem Spind holt, um ihn auf ihrem „clean desk“ mit dem Laptop zu verstöpseln, erlebt andauernd, dass von koloniebildenden Datenfressmaschinen nach ihnen gegriffen wird – so geht das selbst Erwerbslosen, sobald sie das Sozialsystem erfasst. Alle Welt empfindet sich als Meer voll Gefühlskorallen und Gedankenfischlein, das pausenlos den Datenabfragen ausgesetzt ist wie einem Harpunensperrefeu. Die „Modernisierung“, die so vollstreckt wird, verübert jede Zuckung als Arbeits- oder Kaufprofilengröße, verstopft alle Quellen

des Unquantifizierbaren und soll Menschen überall ständig „produktiver“ und „flexibler“ machen, womit aber nicht das vergleichsweise unschuldige betriebswirtschaftliche Zeug gemeint ist, das diese Wörter in alten Lexika bedeuten, sondern schnöde und vulgäre: Werde billiger, Mensch!

James Camerons „Avatar“-Filme sind bei allem Lärm, den sie erzeugen, bei aller bunten Gigantomanie, letztlich rührend hilflose Versuche, fernem Echos vergangener Widerreden gegen die Zurichtung von bewussten Geschöpfen zu Signalquellen nachzuhören, etwa dem uralten Gedanken des Dichters Thomas Traherne, das Menschenwesen könne die Welt erst genießen, wenn es das Meer in den Adern fließen spüre und sich in den Himmel kleide. So mag sich ein Kinokind, das im Dezember 2022 die 3-D-Brille aufsetzt – welch seltsam antiquiertes Ritual –, drüber freuen, dass „Avatar 2“ deutlich stimmiger geraten ist als sein Vorgänger. Ob das Ding damit alle Kassen knackt oder in einem Floploch versinkt, hängt freilich davon ab, ob es noch genügend Zahlungswillige gibt, die außerhalb der zermürbenden Tortur zwischen Langezeit und Hektik, Überstunden und Arbeitslosigkeit, die wir „Gegenwart“ nennen, noch die Kraft zum Mithantarsen besitzen. Näheres dazu in den Wirtschaftsnachrichten. DIETMAR DATH

Goethe-Institut zieht Bilanz

Wenn es zutrifft, dass die Deutschen das Kulturinstitut haben, das sie verdienen, so stimmt ebenso, dass man das Goethe-Institut aus dem heimischen Bürosessel schlechter wahrnimmt als in einer der 158 Niederlassungen weltweit. Nun ist Kiew aus Kriegsgründen geschlossen. Die Hälfte der 120 Institutsmitarbeiter hat die Ukraine verlassen und sich auf elf Länder verteilt, wie Generalsekretär Johannes Ebert auf der Jahres-Pressekonferenz in Berlin berichtete. Dafür schafft das Goethe-Institut Kompensationen: Seit Herbst finden in der Ukraine wieder Kulturveranstaltungen statt, Schulen und Bibliotheken werden gefördert, auch mit Mitteln des Ergänzungshaushalts Ukraine des Auswärtigen Amts, das fast 12 Millionen Euro zur Verfügung stellte. Es gibt Stipendien, Sprachlernprogramme und Kurse für geflüchtete Lehrkräfte aus der Ukraine, die an deutschen Schulen eingesetzt werden. Wahrnehmen werden diese wichtige Arbeit nur jene, die sie betrifft.

Carola Lentz, die Präsidentin des Goethe-Instituts, verteidigte die Richtung der auswärtigen Kulturarbeit: Schutzräume für Gegner autoritärer Regime zu bieten und Vernetzung zu schaffen. Deutschland sei, etwa in Afrika, vor allem als Vermittler und Ermöglicher gefragt. Über ihr Wort vom „Ethos des Zuhörens“ ließe sich leicht spotten – wenn Aufmerksamkeit für das Fremde nicht genau die Ressource wäre, die Verständigung erst ermöglicht. Nachdem der Bundestag im November die Budgetkürzung für das Goethe-Institut zurückgenommen hat, geht es demnächst um das „Zukunftskonzept“: Alles steht auf dem Prüfstand. Daran hängen 14 Millionen Euro institutionelle Förderung. „Ich freue mich auch ein bisschen darauf“, sagte Generalsekretär Ebert. Sparen müssen alle. PI.

Sind Hegel und Kant noch zeitgemäß?

Eine DFG-Forschungsgruppe will die Debatte über Rassismus in der deutschen Philosophie versachlichen

In ihrer Studienzeit machte die Philosophieprofessorin Andrea Marlen Esser einmal eine irritierende Erfahrung. Ein Freund rief an und fragte, ob sein Freund, ein Amerikaner, bei ihr übernachten könne. Sie sagte zu, und bald stand der Gast vor der Tür. Er war schwarz. Esser war kurz irritiert. Warum hatte sie ihr Gastgeber nicht darauf vorbereitet? Später fragte sie sich, warum sie überhaupt einen Hinweis erwartet habe. Sie schrieb die Erfahrung in einem Aufsatz nieder, als Beispiel für die unbewussten Vorurteile, von denen wir meinen frei zu sein.

Nicht jeder, der Kant oder Hegel heute einen Rassisten nennt, kann sich sicher sein, zu deren Zeit anders geurteilt zu haben. Fest steht: Beide Philosophen haben sich herablassend über Afrikaner, Frauen oder Juden geäußert. Welchen Stellenwert diese Passagen in ihrem Werk haben, darüber wird heute anders als früher ausgiebig diskutiert. Die einen nennen Hegel oder Kant mit dem Verweis auf einschlägige Stellen Rassisten; die anderen meinen, die inkriminierten Passagen seien der Zeit geschuldet und hätten nur eine randständige Position in den Gesamtwerken. Und manches, wie Hegels Judenfeindschaft, gehöre einer später überwundenen Frühphase an.

Mit der neuen, von ihr geleiteten Forschungsgruppe „Wie umgehen mit Rassismus, Antisemitismus und Sexismus in Werken der klassischen deutschen Philosophie?“ versuchen Esser und ihre Mitarbeiter diese Spaltung zu überwinden. Das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte Projekt will keine Warnstempel aufdrücken oder moralischen Passierscheine ausstellen. Es interessiert sich für den Prinzip gar nicht für die Frage, ob Kant, Hegel oder Fichte Rassisten zu nennen sind, sondern will einem angemessenen Umgang den Weg bereiten. Dafür unterzieht es ihr Werk einer kritischen Prüfung.

Der Anstoß dazu kommt von außen, von Gemeindeversammlungen oder Bürgermeistern beispielsweise, die nicht wissen, wie sie mit der Forderung nach der Umbenennung von Straßen oder Plätzen umgehen sollen. Von Studenten, die keine alten weißen Männer wie Freud oder Adorno mehr lesen wollen. Oder von Aktivisten, die mit Farbteuteln argumentieren. Ein Mitarbeiter von Andrea Esser wurde bei einem Kant-Vortrag einmal mit der Frage konfrontiert, warum er seinem Publikum einen Rassisten vorsetze. Andrea Esser griff die Frage auf und widmete ihr ein Oberseminar, aus dem die Website „Wie umgehen mit ...“ hervorging, die beispielhaft demonstrieren will, was beim Umgang mit den fragwürdigen Passagen zu beachten sei. Wie weit sind sie Produkt ihrer Zeit? Welche Bedeutung und Position haben sie innerhalb des Gesamtwerks? Werden sie durch gegenläufige Passagen relativiert? Gibt es eine Dynamik innerhalb des Werks?

Zeitlose Einsichten

Die Forschungsgruppe will einen Eindruck vermitteln, welche Vorurteile zu bestimmten Zeiten vorherrschend waren und was es hieß, in der jeweiligen Zeit zu philosophieren. Sie wird dafür die Quellen und die Quellenlage deutlich machen, aus denen die Denker schöpften, etwa wann Kant in seiner „Physischen Geografie“ abfällige Urteile über Frauen und Schwarzafrikaner trifft, denen er das selbständige Denken abspricht. Die Reiseliteratur dieser Zeit, meint Esser, dominieren herabwürdigende Stereotype. Trotzdem sei sie keineswegs einheitlich, sondern biete ein gewisses Spektrum an Alternativen. Der Reisebericht von Georg Forster habe beispielsweise einen offeneren, weniger verächtlichen Zungenschlag als Kants oder Humes Bemerkungen. Der Zeit-

geist sei eben nicht homogen und könne weder zur Erklärung noch zur Entschuldigung pauschaler Abwertungen herangezogen werden.

Über die Vermittlung hinaus hat die Forschungsgruppe einen normativen Einsatz. Sie will die Klassiker prüfen, weil sie an den zeitlosen Wert ihrer philosophischen Einsichten glaubt, aber sie will das nicht um den Preis der Verharmlosung tun. Nach Essers Worten geht es ihr darum, diejenigen Einsichten wie die Forderung nach Freiheit und Gleichheit, Gerechtigkeit und Menschenwürde, die wir nicht verlieren dürfen, zu bewahren und angemessen zu aktualisieren. Wer große Philosophen nicht auf einen moralischen Sockel stellt, meint Esser, müsse sie später auch nicht empört abräumen. Man wolle nicht aus erhabener Position über die Vergangenheit richten, sondern die unbewussten Voraussetzungen des eigenen Urteils prüfen, wie es schon immer das Geschäft der Philosophie gewesen ist.

Die tiefer liegende Frage ist, ob die Aufklärungsphilosophie selbst auf chauvinistischen Prämissen aufruft. Im Fall von Kant ist etwa zu klären, ob er den Aufstieg des Menschen aus dem Reich der Naturnotwendigkeit zum Kulturwesen nur einem bestimmten, europäischen Personenkreis vorbehält und ob sein ethischer Universalismus, wie er sich im kategorischen Imperativ ausdrückt, die völkerpsychologischen Klischees seiner Anthropologie überstrahlt. Auch das, meint Esser, sei nicht ganz einfach zu sagen. So habe sich Kant immer wieder auch gegen Kolonialismus und Sklaverei ausgesprochen. Gleichwohl habe er die außereuropäischen Ethnien in eine teleologische Naturgeschichte als Vorstufen der vorgeblich in Europa schon erreichten „Vollkommenheit“ eingeordnet. Damit werde freilich der allgemein geforderte Universalismus der Gattung und der moralischen und rechtlichen Gleich-

heit unterlaufen. Im Ganzen spricht sie Kant den moralischen Universalismus aber nicht ab. Etwas zu simpel sei auch die Vorstellung, die aufklärerischen Philosophen hätten nach einem Masterplan das Rassedanken erfunden und es so ermöglicht, die europäische Vorrangstellung biologisch zu untermauern.

Langlebige Vorurteile

Die Forschungsgruppe wird zwar Abhandlungen zu den großen Philosophen der Zeit wie Kant, Hegel, Fichte und wohl auch Schelling verfassen, aber auch hier geht es weniger um das abschließende Urteil als um die Bereitstellung von Materialien und Methoden zu einer ausgewogenen Kritik. Esser wendet sich gegen eine historisierende Betrachtungsweise, die so tut, als könne man aus moralisch unantastbarer Position über etwas ganz und gar Vergangenes urteilen. Vorurteile und Klischees können sich tradieren. Eines der Ziele der Forschungsgruppe ist, ihr Fortwirken in der Gegenwart aufzuspüren. Es könnte dann auch um Fragen wie diese gehen: Ist auch die heute verbreitete Sehnsucht nach moralischer Reinheit ein Produkt der aufklärerischen Perfektibilitätsidee? Und stehen auch die postkolonialen Kritiker unbewusst noch in dieser Tradition?

Die Forschungsgruppe versteht sich als Beitrag zur öffentlichen Philosophie. Neben Monographien und Aufsätzen sind Kooperationen mit Museen und dem lokalen Stadtführer geplant. Ein wesentlicher Beitrag soll eine kommentierte Ausgabe kritischer Stellen für Forschung, Lehre und Öffentlichkeit sein, in denen die verschiedenen Argumentationslinien aufgezeigt werden. Natürlich steht ein solches Projekt selbst in der Zeit: Es fällt in eine Epoche, die sich in der Ungewissheit über die Zukunft des Humanen ihre Moral im Urteil über die Vergangenheit beweisen will. THOMAS THIEL



Wisch und weg

Von Christian Geyer

Wir brauchen eine „Versachlichung der Triebe“ (Arnold Gehlen), dringend. Statt allgegenwärtiger Gefühlsduseleien ist ein Ausgerichtetsein auf die Gegenstände und deren Eigenlogiken gefordert, wie sie uns beim Teleshopping begegnen, einem der letzten Reservate sachlich erschlossener Funktionszusammenhänge. Hier werden Produkte über das Fernsehen so präsentiert, dass man im Detail versteht, wie sie funktionieren, jedenfalls in den Qualitätsfilmen dieser Verkaufsform, wie sie beispielsweise genius.tv für seine Fensterwischer mit extrem flexibler Siliconlippe (statt der üblichen schnell verschleißenden Gummilippe) und integriertem Schmutzwasserbehälter produziert. Man nimmt in diesen Filmen eine Aufgeschlossenheit für Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge wahr, ein herkömmliches handwerkliches Bewusstsein, wie es in dieser Reinkultur einer breiten Öffentlichkeit kaum mehr geboten wird. Natürlich gibt es Expertenblogs für alles und jedes, aber wer mit naivem, technisch ungeschultem Gemüt die Tücken seiner Nahwelt entzaubern, die Herausforderungen des eigenen Haushalts bestehen möchte, der kann mit den Demonstrationsfilmen des Teleshoppings völlig unvorbereitet ins Herz der Dinge schauen. Akribisch wird in genius.tv erläutert, wie das von den Scheiben abgewischene Schmutzwasser noch beim Abwischen selbst direkt in den Auffangbehälter des Wischers gelangt. „Sie müssen keine Lappen mehr auswringen und schwere Eimer schleppen“, erklärt eine enthusiastische, das Reklamegenre gekonnt persiflierende Stimme, während man älteren Menschen beim halbsbrecherischen Treppengang mit Wassereimern zuschaut. Tatsächlich steht die Frage ja im Raum der verschmutzten, den Durchblick behindernden Scheiben: warum trotz des Fortschritts aller Dinge noch immer Lappen auszuwringen sind? In einer Schritt-für-Schritt-Analyse geht genius.tv dem Problem auf den Grund und landet schließlich im eigenen Schmutzwasserbehälter, im Set dabei. Mit dem ebenfalls dazu gehörendem Teleskopstab lasse sich der Fensterwischer „rückenschonend und sicher auch über den Kopf“ führen, so wird in Filmbeispielen erklärt, ohne dass „das Wasser den Arm herunterläuft“ oder „Turnübungen auf dem Badewannenrand“ nötig seien, um die Fliesen zu reinigen. Die abgerundeten Ecken der strapazierfähigen Siliconlippe wiederum garantieren, dass sich überall auf dem Fenster aufsetzen lässt, ohne die sonst üblichen Auf- und Absetzstreifen zu hinterlassen. Wer den Werkzeugcharakter der Dinge achtet, sie nicht subjektivistisch verhunzt, so lernen wir, muss sich um den Durchblick keine Sorgen machen. Genius.tv, mit leichter Hand das „Miau! Mio! Miau! Mio!“ einer affektgelenkten Weltsicht beiseite wischend, führt hier auch einen epistemischen Lehrfilm vor: Seht her, das Ding funktioniert, auch ohne alles davon abhängig zu machen, ob ich mich durch den Wischer und seine Funktionsweise in meiner Persönlichkeit gesehen und gemeint fühle. Es reicht, den Durchblick zu haben.

Kulturausgaben stark gestiegen

Die öffentlichen Kulturausgaben sind wegen staatlicher Hilfen im ersten Corona-Jahr 2020 stark gestiegen. Gemeinden, Städte, Länder und Bund wandten für Theater, Musik, Literatur und Museen 14,5 Milliarden Euro auf. Das waren zwei Milliarden Euro oder sechzehn Prozent mehr als 2019, wie das Statistische Bundesamt in Wiesbaden mitteilte. Jeweils gut vierzig Prozent der Kulturausgaben übernahmen Städte, Kommunen und die Länder. Etwa zwanzig Prozent waren Bundesmittel. Dreißig Prozent der Ausgaben flossen in den Bereich Theater und Musik. Museen und Ausstellung profitierten von neunzehn Prozent der Kulturausgaben. Ein knappes Drittel entfiel auf Bibliotheken, Kunsthochschulen, Denkmalschutz und Verwaltung. Nach ersten Prognosen stiegen die öffentlichen Kulturausgaben 2021 weiter an. KNA